

Hans Christoph Buch
Artist-in-Residence, Cornell University, September 5-22, 2011
Institute for German Cultural Studies

WER BIN ICH, WOHER KOMME ICH, WOHIN GEHE ICH?
Bausteine zu einer Poetik der Nicht-Identität

Aesthetics Lecture Written for Cornell University

Copyright © Hans Christoph Buch 2011

1

Der Identitätsdiskurs ist eine Falle. Der Satz: „Ich bin ich“ oder „Wir sind wir“ ist nicht so harmlos und unschuldig, wie er klingt – abgesehen davon, dass es sich um einen Pleonasmus handelt, der logisch nicht stichhaltig ist. Wenn ich zum Beispiel sage, dass ich ein deutscher Schriftsteller bin, der deutsche Bücher für deutschsprachige Leser schreibt, wird damit unausgesprochen impliziert, dass ich kein Afrikaner oder Asiate, kein Russe oder Türke, kein Jude oder Muslim bin, keine Frau und kein Homosexueller, sondern ein heterosexueller Mann im Sinne der christlich-europäischen Tradition und der deutschen Leitkultur – was immer das heißt. Demgegenüber hat der Dichter Arthur Rimbaud sich zu seinem Anderssein bekannt mit dem zum geflügelten Wort gewordenen Satz: „Ich ist ein anderer“, der die multiplen Identitäten benennt, in denen wir uns im Laufe unseres Lebens wieder finden: Als Junge oder Mädchen, Kind oder Greis, Konservativer oder Liberaler, Inländer oder Ausländer, Arbeiter oder Angestellter, Fußgänger, Radfahrer u. a. m.

Hierfür ein Beispiel. Seinen Entschluss zur Rückeroberung der Kolonie Saint-Domingue, wo aufständische Sklaven im Zuge der französischen Revolution die Macht ergriffen und die weißen Kolonialherren vertrieben hatten, begründete Napoleon so: „Je suis blanc et français, et ça suffit“ – „Ich bin Weißer und Franzose, und das genügt...“ Will sagen: Die von Napoleon angestrebte Wiedereinführung der Sklaverei, die mit einem militärischen Fiasko endete und in letzter Konsequenz zum Verkauf Louisianas an die Vereinigten Staaten führte – diese folgenreiche Fehlentscheidung wurde begründet mit einem klassischen Identitätsdiskurs. Dabei verschwieg Napoleon, dass er (so wie Stalin Georgier und Hitler Österreicher war) aus Korsika stammte und dass seine Frau Joséphine Land in den Kolonien besaß und damit seinen Entschluss zur Rückeroberung von Saint-Domingue beeinflusst hat. Umgekehrt beginnt die Verfassung Haitis, der zweitältesten Republik beider Amerikas, gegründet am 1. Januar 1804 von den Anführern des Sklavenaufstands, mit dem Satz: „Auf dem Territorium der Republik ist die Sklaverei für immer abgeschafft. Alle Einwohner von Haiti sind gleich und frei: Sie sind alle Neger, auch die Deutschen und Polen...“

Dieser rätselhafte Satz wird nur verständlich, wenn man weiß, dass in der von Napoleon entsandten Invasionsarmee auch deutsche und polnische Soldaten kämpften, die zu den Rebellen überliefen, als sie hörten, dass die Aufständischen die *Marseillaise* sangen: Neger, kreolisch *nèg*, ist in Haiti kein Schimpfwort, sondern gleichbedeutend mit Mensch. Die Farbe der Haut basiert auf einer kulturellen Zuschreibung, und nach haitianischem Recht bin ich ein weißer Neger, weil meine Großmutter väterlicherseits eine Kreolin aus einer alt eingesessenen Familie Haitis war, die nur zwei Worte deutsch sprach: „Schwein“ und „Kartoffeln“ – zwei Dinge, die sie bei Kuraufenthalten auf der Bühler Höhe kennen und schätzen lernte – zusammen mit Schwarzwälder Kirschtorte. Den mir zustehenden haitianischen Pass habe ich

nach reiflicher Überlegung lieber nicht beantragt, weil man mich sonst umgebracht hätte, wie meine verstorbene Tante Jeanne zu sagen pflegte. Wer Familiengeheimnisse ausplaudert und sich noch dazu für haitianische Politik interessiert, lebt gefährlich in diesem Land, und die Lebenserwartung allzu neugieriger Reporter ist begrenzt...

Damit sind wir bei der Gegenwart angelangt, genauer gesagt bei der Frage nach dem wirtschaftlichen und politischen Niedergang Haitis, über dessen Ursachen sich die dortigen Intellektuellen seit Jahrzehnten die Köpfe zerbrechen. Das Wort Niedergang klingt zu schwach: Die Rede ist von einer sich beschleunigenden Abwärtsspirale, deren vorläufiger Tiefpunkt das Erdbeben vom 12. Januar 2010 gewesen ist, das keine schicksalhafte Naturkatastrophe, sondern ein von Menschen gemachtes Desaster war, obwohl oder weil der haitianische Seismologe Claude Prépétit seit Jahren vor einem Beben der Stärke 7.0 in der Hauptstadtregion gewarnt hatte. Weder wurden Bauauflagen befolgt, noch Erdbebenübungen abgehalten, wie sie in Japan und Kalifornien gesetzlich vorgeschrieben sind – ganz zu schweigen vom Katastrophenschutz, der in Haiti nur auf dem Papier existiert. „Négligence criminelle“ – ‚kriminelle Vernachlässigung‘ steht auf Mauern und Hauswänden in Port-au-Prince, neben Graffiti, in denen Jesus um Hilfe gebeten, „Gnade für Haiti“ gefordert oder „Unsere Geduld ist am Ende“ verkündet wird.

2

„Wieviel Geld müssen wir Ihnen bezahlen, damit Sie endlich aufhören, über Haiti zu schreiben“, hat der schon damals legendäre Chef des Suhrkamp Verlags, Siegfried Unseld, vor Jahren zu mir gesagt. „Oder handelt es sich um Tahiti?“ Der Literaturnobelpreisträger V. S. Naipaul drückte dasselbe noch kürzer und drastischer aus mit dem Satz: „Stop writing about Haiti – it doesn’t sell!“

Die Frage ist berechtigt, warum ein mitteleuropäischer Schriftsteller sich mit einem entlegenen Inselstaat in der Karibik identifiziert, der am unteren Ende jedweder Statistik rangiert und nur durch Katastrophenmeldungen Schlagzeilen macht: In Haiti ist die Arbeitslosigkeit so hoch wie die Analphabetenrate - geschätzte 60 Prozent, und die Lebenserwartung so niedrig wie der Mindestlohn oder die tägliche Kalorienmenge; Malaria und Tuberkulose haben endemische Proportionen erreicht, ganz zu schweigen von Cholera oder Aids. Ist es unter diesen Umständen nicht sinnvoller, wenn ein deutscher Schriftsteller sich für den Mainstream *seiner* Gesellschaft interessiert und Romane über Ehekrisen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften oder verlängerte Ladenschlusszeiten schreibt, statt vergeblich über die Ursachen der Unterentwicklung und die Mittel zu ihrer Überwindung zu grübeln? Aber auch der Umkehrschluss ist erlaubt, denn nirgendwo steht geschrieben, dass die künstlerische Phantasie keine Landes- und Sprachgrenzen überschreiten darf. Die Literatur hat dies zu allen Zeiten getan: Von Odysseus über Sindbad den Seefahrer bis zu Shakespeares *Sturm*, Defoes *Robinson* und Swifts *Gulliver*, von Voltaires *Candide* bis zu Jules Vernes' *In 80 Tagen um die Welt*, und weiter von Bruce Chatwins *Traumpfaden* bis zu den *Traurigen Tropen* von Claude Lévi-Strauss. Streicht man diese und andere Titel aus dem Kanon der Klassiker, fürchte ich, dass unter dem Strich nicht viel übrig bleibt, denn Weltliteratur war und ist genau das, was der gängige Identitätsdiskurs negiert, eine Grenzüberschreitung nicht bloß im geographischen Sinn.

3

„Wenn er nicht auf Reisen ist, lebt er in Berlin“: Mit diesen Worten hat Hans Magnus Enzensberger, damals noch Herausgeber der „Anderen Bibliothek“, mein Leben und meine

Arbeit charakterisiert - kurz und bündig, wie es seine Art ist. Seitdem geistert dieser Satz durch die Feuilletons und taucht, geringfügig variiert, in Buchkritiken, Klappentexten und Verlagsprospekten auf. Obwohl mir nicht ganz wohl ist bei der Vorstellung, als Reiseschriftsteller abgehakt zu werden, hat die von Enzensberger gewählte Formulierung viel für sich: Sie verweist auf die Relativität angeblich fester Größen wie Wohnort oder Lebensmittelpunkt, wie man auf Neuhochdeutsch sagt. Selbst die Sprache, die ein Autor benutzt, ist nicht unmittelbar gegeben, sondern Ergebnis einer bewussten Wahl: Es genügt, an dieser Stelle Joseph Conrad und Samuel Beckett zu nennen oder den Nobelpreisträger Joseph Brodsky, der seine Essays in Englisch, Gedichte aber auf Russisch schrieb. - „Who translates your books into German?“ Diese Frage wurde mir vor Jahren von einem Studenten in Südkalifornien gestellt, und ich war so perplex, dass ich mit der Antwort zögerte: „I write them directly in German“. – „Wow, that must be difficult!“ lautete die Reaktion des Studenten, der mehr vom Surfen verstand als von Literatur: Aus seiner Sicht wurde das Gros der weltweit gedruckten Bücher zuerst in Englisch geschrieben und dann für Angehörige nationaler Minderheiten wie Araber, Chinesen und Deutsche in deren Idiome übersetzt. Jahre später, in Austin, Texas, wollte eine Studentin von mir wissen, was ich in der Nazizeit gemacht hätte. Die Antwort, dass ich 1944 geboren und bei Kriegsende ein Baby war, befriedigte sie nicht. Die Studentin kam in meine Sprechstunde, schloss die Tür hinter sich, was aus Gründen politischer Korrektheit verboten war, setzte sich auf den Schreibtisch, strich sich über die wohlgeformten Waden und sagte: „Jetzt kannst Du mir offen sagen, was Du in der Nazizeit angestellt hast.“ Vermutlich hatte sie zu viele Hollywood-Filme und TV-Dokumentationen gesehen, in denen sadistische SS-Offiziere wehrlose Häftlinge quälten.

Bin ich ein Kosmopolit? Ich zögere, die Frage mit *ja* zu beantworten, weil ich keinen Etikettenschwindel betreiben und mich nicht als Jude ausgeben will, der ich nicht bin. Mein Vater hatte Schwierigkeiten, den Ariernachweis zu erbringen, weil er der Sohn eines Deutschen und einer Haitianerin war: Nicht nur jüdische, auch afrikanische Vorfahren waren im Dritten Reich verpönt, und mein Vater fühlte sich vom NS-Staat bedroht. Er war kein Widerstandskämpfer, aber als stadtbekanntes Nicht-Nazi ernannte ihn die amerikanische Besatzungsmacht 1945 zum Bürgermeister von Wetzlar, bevor er in den fünfziger Jahren ins Auswärtige Amt eintrat. Seine Herkunft prädestinierte ihn für den diplomatischen Dienst: Auf Haiti geboren, hatte er in Genf und London Völkerrecht studiert und bei einem jüdischen Doktorvater promoviert. Zu seinem Leidwesen war er in Bonn mit Ex-Nazis konfrontiert, die im Auswärtigen Amt Karriere machten. Mein Vater sprach fließend französisch und englisch; in diesem Punkt eiferte ich ihm nach, ohne zu ahnen, dass der Kosmopolitismus, für mich ein erstrebenswertes Ziel, anderswo als gefährliches Übel galt: Nicht bloß Adolf Hitler, auch Stalin war ein überzeugter Antisemit, für den Kosmopolit ein Schimpfwort und synonym mit Jude war: Beide galten als wurzellose Staatsfeinde, und nicht von ungefähr sagte Hitler kurz vor seinem Tod im Bunker der Reichskanzlei, er hätte alle Dolmetscher und Übersetzer erschießen lassen sollen, weil jeder, der mehr als nur seine Muttersprache spreche, ein Volksverräter sei. Dieses paranoide Programm hat Stalin in den Säuberungen der dreißiger und den antisemitischen Kampagnen der vierziger/fünfziger Jahre in die Tat umgesetzt: Wer deutsch sprach, war ein Nazispion, wer Japan besucht hatte, ein Agent des japanischen Imperialismus usf. Ganz zu schweigen von Maos gelehrigem Schüler Pol Pot, der jeden, der englisch oder französisch sprach, auf den Killing Fields der Roten Khmer abkehlen ließ – nur Führungskader wie Pol Pot, der in Paris studiert hatte und für Verlaines Lyrik schwärmte, fielen nicht unter dieses Verdikt.

Wer bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich? Die letzte dieser drei Fragen wird mir am häufigsten gestellt, obwohl oder weil sie unbeantwortbar ist. Über die Zukunft kann ich keine gesicherten Aussagen machen: Ich weiß nur, dass ich eines nicht allzu fernen Tages sterben muss, aber selbst das ist eine Annahme, die diejenigen, die diese Erfahrung gemacht haben, nicht bestätigen, weil sie über das Sterben keine Auskunft geben können oder wollen. „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“, schreibt Wittgenstein, aber keiner hält sich an seinen Rat, denn die gängigste Frage, die mir nach der Rückkehr aus einem Kriegs- oder Krisengebiet gestellt wird, lautet nicht: „Wie war es in Haiti? Wie war es in Ruanda? Wie war es in Tschetschenien?“ sondern: „Wie geht es weiter mit Haiti, Ruanda oder Tschetschenien? Was wird die Zukunft bringen? Ist eine Lösung der Probleme in Sicht?“

Ich bin Schriftsteller, kein Prophet, und obwohl ich mir einbilde, Haiti besser zu kennen als Deutschland, kann ich die Zukunft nicht voraussagen, weil ich mehr als genug damit zu tun habe, Gegenwart und Vergangenheit zu verstehen. Es ist wie mit den Träumen, die angeblich auf Zukünftiges verweisen: Ein Aberglauben, der überall auf der Welt anzutreffen ist, obwohl nicht nur Freud uns lehrt, Träume anders zu deuten, im Hinblick auf Gegenwart und Vergangenheit – als unbewusste Erinnerung oder „unaufgelösten Tagesrest“, wie der Fachausdruck heißt.

Was hat das alles mit Literatur zu tun? Sehr viel, weil Kunst und Literatur Seismographen sind, die Risse im Fundament registrieren und künftige Beben vorausahnen – man denke nur an die Vorwegnahme des totalitären Staats bei Kafka, Huxley oder Orwell. Die Zukunft hat schon begonnen, denn was einst deutsche Nationalliteratur hieß – ein Begriff, den die DDR wiederbelebte, um die Schriftsteller politisch zu vereinnahmen – was einst Nationalliteratur hieß, wird nicht bloß theoretisch in Frage gestellt, sondern von den Rändern her zersetzt durch Phänomene, die vorher als peripher oder marginal galten: Türkisch-deutsche Literatur, Frauenliteratur, Schwulenliteratur etc. Jede dieser Spezialliteraturen hat Kultautoren und Bestseller hervorgebracht, und jede von ihnen zerfällt in weitere Untergruppen: Von der Arbeiter- und Angestelltenliteratur der siebziger Jahre, anknüpfend an Vorbilder aus der Weimarer Republik, führt *kein* direkter Weg zur Kanaksprache oder Lesbenliteratur. Das Problem ist, dass der Mainstream diese Entwicklungen nicht zur Kenntnis nimmt und so tut, als ginge türkisch-deutsche Literatur nur Türken etwas an oder als seien Schwulenromane nur für Schwule geschrieben – ein Missverständnis, das die so genannte Zielgruppentheorie befördern half. In Wahrheit wendet Literatur, die diesen Namen wirklich verdient, sich niemals nur an Türken oder Deutsche, sondern an alle Leser guten Willens, die bereit sind, ihre Botschaft zu hören: So wie die multiple Identität, von der eingangs die Rede war, nicht das Schicksal einer Minderheit, sondern unser aller Schicksal ist. Niemand ist ausschließlich Türke oder Deutscher, Christ, Jude oder Muslim. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Wir alle haben Patchwork-Identitäten, die es möglich machen, uns über politische und soziale, religiöse und kulturelle Grenzen hinweg miteinander zu verständigen.